

Liebste Lilli ...
Verbrannte Liebe im Dritten Reich

Simone Wald

Erzählung

Für meinen Vati

Im Gedenken an meinen offiziellen Großvater
und alle homosexuellen Männer,
die den Zweiten Weltkrieg nicht überlebten,
weil sie anders waren

Prolog

Sie stolpert, rappelt sich im Fallen wieder auf und lehnt sich an die Reste einer Wand, die wie ein bizarres Mahnmal in der ausgebrannten Häuserzeile steht. In ihrer Tasche hat sie nur das Nötigste, zwei Nachthemden, ihr bestes und das beste ihrer Mutter, Unterwäsche, eine Zahnbürste, aber keine Zahnpasta, vier Windeln und zwei Hemdchen von einer Nachbarin, die sie aber wieder abliefern muss, und zwei Strampelanzüge. Einen hat ihre Schwester besorgt, sie hat irgendetwas zum Tauschen gehabt. Einen hat ihre Mutter aus Wollresten gestrickt und ein Bein war kürzer geworden als das andere, weil keine Wolle mehr aufzutreiben war, während der Geburtstermin immer näher rückte. Ihr geschiedener Mann Emil ist nicht der Vater des Kindes, welches gerade schmerzhaft nach draußen drängt.

Sie sieht das Krankenhaus und läuft so schnell und so weit sie kann, bis die nächste Wehe sie erfasst. Kein Mensch begegnet ihr, keiner fragt, ob er ihr helfen kann. Ihre Mutter ist zu Hause geblieben, weil sie nicht riskieren können, alles zu verlieren, wenn es Fliegeralarm gibt. Die Mutter muss die beiden Reisetaschen in Sicherheit bringen, die immer bereit stehen.

Bei der nächsten Wehe würde sie schon im Krankenhaus sein, nur noch ein Stück! Sie geht durch das Portal mit den geborstenen Scheiben, Schwestern huschen vorbei.

„Was? Wehen? Jaja, gleich.“

Wenigstens ist ein Stuhl da, zerschlissen, aber bequem und mit Armlehnen, denen sie ihre Schmerzen anvertrauen kann, indem sie ihre Hände um das Holz krallt.

Ah, das tut gut. Ein Schwall warmer Flüssigkeit läuft ihr aus dem Körper. Dass es das Fruchtwasser ist, begreift sie irgendwann, im Moment tut es nur gut. Nun kommt auch eine Schwester, schimpft ausgiebig über die große Schweinerei und nimmt sie mit.

„Nehmen Sie mir die Tasche ab?“

„Was, oh ja, geben Sie her.“

„Danke.“

„Das wievielte?“

„Das erste.“

„Oh Gott.“

Sie bekommt ein Bett, ohne Kissen, mit einer fleckigen Decke. Ein Laken ist drauf, wenigstens etwas. Schon lange liegt sie hier, alleine. Nur die Wehen kommen und gehen. Ihr Bauch ist viel kleiner geworden, seit das Fruchtwasser abgegangen ist. Dafür sind die Wehen seitdem umso heftiger.

Ein Gesicht erscheint.

„In welchen Abständen?“

„Was?“

„Die Wehen, mein Gott.“

„Ich weiß nicht.“

Das Gesicht verschwindet.

Einundzwanzig. Die Zeit, in der man das Wort einundzwanzig sagt, entspricht einer Sekunde. Einundzwanzig einundzwanzig einundzwanzig einundzwanzig einundzwanzig ...

Als die nächste Wehe kommt, weiß Lilo nicht mehr, wie oft sie einundzwanzig vor sich hingemurmelt hat.

Das Gesicht kommt wieder, jung und zugleich alt, zu alt für so ein junges Ding.

„Name?“

„Lieselotte Ströhl. Lieselotte Elfriede Ströhl geborene Baum.“

„Geboren?“

„Ich kann nicht mehr.“

Sie hat sich oft einen Spaß daraus gemacht, auf die Frage „Geboren?“ mit einem klaren „Ja, natürlich.“ zu antworten.

„Frau Ströhl, Ihr Geburtsdatum!“

„20. Mai 1919“

„Wie heißt Ihr Mann?“

Fliegeralarm!

„Kommen Sie, schnell ...“

Die Schwester verschwindet und Lilo ist allein mit einer Wehe. Der Keller, wo muss ich lang?

„Hilfe ... bitte, es tut so weh“

Die Wehe drückt sie nieder, die Oberschenkel sind nicht mehr da, an deren Stelle ist nur noch ein großer Klumpen Schmerz, der nun auch ihr Kreuz erfasst.

„Mutter!“

„Ja, nun schreien Sie mal nicht so rum, Sie sind nicht die einzige, die hier ein Kind bekommt.“

Lilo sieht sich um, versucht es wenigstens. Irgendwie hat sie es in den Keller geschafft. Eingepfercht, kein Licht, keine Luft. Luftschutzkeller – und keine Luft. Sie hört das Schreien eines Neugeborenen, tastet nach ihrem Bauch, nein, es ist nicht ihr Kind, was da schreit.

Sie friert während sie schwitzt. Sie trägt ihren Mantel und darunter das Nachthemd ihrer Mutter.

Mühsam hält sie sich aufrecht. Unwillkürlich greift sie in die Manteltasche, dort ist ihr Schlüpfer, nass vom Fruchtwasser. Auch die Stiefel hat sie wieder an, ebenfalls nass von den Rinnsalen, die den Weg an den Beinen hinab genommen haben.

„Kommen Sie, drei Mädchen sind schon da. Vielleicht können wir ja einen kleinen Kavalier dazu legen.“

Ein väterlicher Arzt bringt sie zu einer blutigen Liege am anderen Ende des Raumes, vorbei an einem Weidenkorb mit drei Säuglingen, die in schmutzige Lumpen gehüllt sind. Jemand zieht ihr den Mantel aus und dann das Nachthemd.

„Nein, das nicht, bitte.“

„Doch, so bleibt es trocken und sauber.“

Sie legt sich hin, eine Frau deckt eine kratzende alte Decke über sie, eine andere verspricht, auf den Mantel und das Nachthemd aufzupassen.

Wehe!

Vorbei, gut.

Drei Mädchen, ein Weidenkorb. Wem gehört welches Kind?

Panik.

„Lieber Gott, bitte lass es einen Jungen sein.“

Wehe!

Schmerzen.

„Pressen!“

Viele Stimmen. Mehrere Hände reißen sie an den Armen hoch.

„Pressen, los. Na los doch!“

Dann erstirbt das Geschrei. Und der Schmerz auch.

Warm und glitschig wird er ihr auf die Brust gelegt. Sie weint, sie weint und glaubt, nie mehr aufhören zu können.

Carel, mein kleiner Carel.

Sie erwacht, die Menge um Sie herum ist in Aufruhr. Das Kind, wo ist das Kind? Er ist gestorben, wie sollte er auch leben können? Ich habe nichts zu essen und ich habe ihn auch nicht gewollt ...

„Ich habe ihn gewollt, gebt ihn mir wieder – ich habe ihn doch gewollt, immer, immer wollte ich ein Kind von ihm ... gebt ihn mir.“

Die Frau, die ihre Kleidung gehalten hat, kommt und gibt ihr die Stiefel, den Rest haben sie ihr schon wieder angezogen.

„Kommen Sie, er ist doch da.“

Im Weidenkorb liegt nur noch ein Säugling. Er ist runzlig und voller getrocknetem Schleim und Blut. Hastig reißt sie die Fetzen auseinander. Es ist der Junge.

Nur noch wenige Menschen sind im Keller, sie mit dem Kind, die Frau und der Arzt, der jetzt nicht mehr väterlich, sondern nur noch müde aussieht, sind die letzten. Draußen ist es dunkel, aber gegen die brennende Stadt sieht man deutlich die Umrisse der Ruinen, die einmal das Krankenhaus gewesen sind.

„Hier entlang, Patienten in die Augenklinik.“

„Ich muss auf die Entbindungsstation.“

„Gibt's nicht mehr.“

„Meine Tasche, hören Sie, meine Tasche, da sind Sachen für mein Kind ...“

Der Mann lässt sie stehen.

Langsam folgt sie den anderen in die Augenklinik. Der Junge in ihrem Arm erwacht und gibt ein krächzendes Geräusch von sich, das sich mühsam zu einem Weinen, eher zu einem Wimmern steigert. In dem einst so schönen Foyer sind so viele Menschen. Die Luft hier ist besser als im Keller, aber nur

ein wenig. Sie lässt sich zu Boden sinken, legt mechanisch das Kind an ihre Brust und gnädig umfängt sie warme dumpfe Dunkelheit.

„... he du, hallo, du hast doch auch im Keller entbunden. Los komm, der Arzt nimmt uns mit nach Hause.“

Sie braucht eine Weile, um sich wieder zu orientieren. Ich habe einen Sohn, ich lebe, das ist alles. Ich will aber gar nicht mehr leben ...

Der stille und ernste Emil Ströhl führt in Plauen ein fast unsichtbares Dasein. Er ist der Sohn des Emil Ströhl sen., der als Friseur schon ewig zu Plauen gehört. Zwar wundern sich die Kundinnen, warum der nette, ansehnliche junge Herr noch immer alleine ist, aber sonst erregt er keinerlei Aufsehen.

Im Sommer 1942 ist der verhängnisvolle Tag, an dem er Friedrich kennenlernt. Das Ereignis bringt sein Leben fast aus der Bahn und soll es für den Rest seiner Tage verändern.

Sein Vater hat ihm wenige Wochen zuvor den Friseursalon offiziell übergeben und er ist nun auch beruflich sein eigener Herr. Mehr oder weniger, denn der Senior ist noch immer fast den ganzen Tag im Geschäft.

Friedrich tritt schwungvoll zur Tür herein, auch Ende August nicht ohne seinen weißen Seidenschal.

„Was kann ich tun, der Herr?“

„Rasieren und die Haare waschen und schneiden.“ Das ist ungewöhnlich, denn die Herren lassen ihr Haar doch sonst trocken schneiden.

„Nehmen Sie doch bitte Platz.“

Routine. Emil wäscht dem Herrn die Haare und beginnt, sie mit dem Handtuch zu trocknen. Während er das volle Haar mit den Fingern auflockert, fragt er: „Sie sind nicht von hier?“

„Aus Bochum.“

„Sie sprechen perfektes Hochdeutsch.“

„Ich bin Schauspieler, gestatten, Friedrich Fuchs. Im September beginnt mein Engagement am Plauener Theater.“

„Emil Ströhl junior, seit sechs Wochen Inhaber von Friseursalon Ströhl.“

Der Schauspieler lacht schallend. „Ihr Plauener seid Spitze!“

Nun lachen beide. Emil ertappt sich dabei, dass er immer noch in den Haaren des Kunden herum fingert. Der jedoch scheint es zu genießen und schaut ihn im Spiegel unentwegt an. Emil besinnt sich, kämmt ihn und erkundigt sich nach dem Schnitt.

„Nur die Spitzen und dann alles nach hinten bitte.“

Er lässt die Augen nicht von ihm und Emil wird nervös.

„Das ‚jun.‘ über dem Eingang ist ganz frisch.“

„Ja, mein Vater hat sich zur Ruhe gesetzt, er ist fast vollständig erblindet.“

„Oh, das tut mir leid. Und die Frau Gemahlin hütet die Kinder, oder? Der Führer lässt ja die armen Frauen nicht mehr vom Herd weg.“

„Ich bin nicht verheiratet.“

„Na, einer wie Sie läuft doch nicht frei herum.“

„Doch.“

Da ist wieder dieser Blick. Er sieht ihn an, als wüsste er, was los ist. Emil beginnt zu zittern. Eine heiße Welle erfasst ihn, von der er nicht sagen kann, ob sie ihn schmerzt oder ihm gut tut. Friedrichs linke Hand schwingt nach oben, um seine zitternde Hand, in der er den Kamm hält, festzuhalten.

„Und dass du mir nicht ins Ohr schneidest.“

„Nein, nein entschuldigen Sie.“

„Also bitte, das sollte ein Spaß sein.“ Er zieht seine Hand wieder zurück und die Stelle, an der er Emil berührt hat, brennt.

Schweigend macht Emil weiter. Der Blick aus dem Spiegel lässt ihn nicht mehr los. Seit er in einem Lager der Hitlerjugend einen Kuss von einem älteren Jungen bekommen hatte, konnte er diese grausamen Gefühle unterdrücken. Er redet sich ein, dass nur Frauen derartige Gefühle in ihm auslösen können. Seither wartet er, dass dies auch irgendwann einmal der Fall sein werde. Sicher, er findet Frauen schön, sehr schön sogar, aber noch keine hatte jemals diese elektrisierenden, heißen Empfindungen in ihm wecken können. Das hatten bisher nur Männer geschafft. Emil weiß nur, dass das nicht normal ist und unter Strafe steht. Und hier sitzt ein schöner Mann vor ihm, der ganz selbstverständlich seine zitternde Hand festhält.

Die Tür geht auf, eine Kundin kommt herein. Emil bittet sie, Platz zu nehmen und wendet sich wieder seiner Arbeit zu.

„Sie wollen noch eine Rasur?“

Der Fremde lächelt ihn an. „Nein, besser nicht.“

Emil versteht. Seine Hände zittern noch immer und die Rasur würde nicht unblutig verlaufen.

„Sagen Sie, wo kann ich hier am Abend ausgehen?“

„Nun, ich weiß nicht. Die Künstler haben so ihre eigenen Wirtschaften.“

„Wo gehen Sie denn immer hin?“

„Ich gehe selten aus.“

„Deswegen sind Sie auch noch alleine.“

Die Kundin horcht auf. Emil schweigt. Bitte, bitte geh nicht, ohne dich mit mir zu verabreden, dachte er. Alles in ihm schreit nach diesem Mann. Und der scheint ihn zu hören.

„Wollen wir die Gaststätten gemeinsam kennen lernen?“

Sein Blick aus dem Spiegel hat jetzt etwas Melancholisches, Bittendes.

„Wo können wir uns treffen? Ich habe mein Zimmer in der Nähe des Theaters.“

„Vielleicht auf der Brücke?“

„Wann?“

„Gegen acht, wenn Ihnen das nicht zu spät ist.“

„Ich freue mich“, sagt der ungewöhnliche Mann sehr leise.

Emil entschuldigt sich bei seiner Kundin und verschwindet im Hinterzimmer. Hier kann er seinen wirren Gefühlen freien Lauf lassen. Alles ist verkehrt. Er kann kaum atmen, der ganze Körper zittert und nun kommen ihm auch noch die Tränen. Er spült sich das Gesicht mit kaltem Wasser und sieht in den Spiegel. Das bin nicht ich, schießt es ihm durch den Kopf. Oh, um Gottes Willen, was habe ich getan? Wie soll das enden? Er atmet tief durch und geht wieder nach draußen.

„Oh, Sie hat es aber erwischt, Herr Ströhl.“

Emil zuckt zusammen.

„Meine Tochter, die Gerda, hat auch gerade so eine furchtbare Sommergrippe. Wie geht's dem Herrn Vater ... Was macht die Frau Mama ... Haben Sie schon gehört, dass ...“

Emil führt das Gespräch mechanisch und kann sich schon im gleichen Moment nicht mehr an ihre und seine Worte erinnern. Ihm kreist nur Friedrich Fuchs durch den Kopf.

Nachdem er die Kundin abkassiert und den Laden geschlossen hat, ist er sicher, dass dieser Schauspieler weiter nichts will, als sich von irgendwem in irgendeine Kneipe führen zu lassen. Wenn er irgendwann seine Schauspielkollegen, die jetzt alle noch in der Sommerpause sind, kennen gelernt haben würde, würde er sicher nicht mehr mit seinem Friseur ausgehen. Emil isst mit seinen Eltern zu Abend und verabschiedet sich.

„Heute war ein Kunde da, der ist fremd in der Stadt. Er bat mich, ihm etwas von Plauen zu zeigen.“

„Was macht er beruflich?“ will sein Vater wissen.

Emil zögert. „Schauspieler.“

„Na, pass mir bloß auf, dass du nicht in solche Kreise gerätst.“

„Aber Emil, nun lass doch den Jungen. Sei doch froh, dass er ausgeht. Vielleicht lernt er endlich mal ein Mädchen kennen.“

„Mädchen, die sich abends in der Stadt rumtreiben, muss er nicht kennen lernen.“

Die Antwort seiner Mutter hört Emil nicht mehr. Er legt sehr viel Wert auf seine Garderobe, zieht sich zweimal um, wie es Frauen angeblich tun, parfümiert sich und machte sich viel zu früh auf den Weg. Bereits um halb Acht hat er die Mitte der Brücke erreicht und beschließt zu warten. Das muss er nicht, denn auch Friedrich kommt schon, vom Weiten an diesem zarten weißen Schal gut zu erkennen. Unter dem Arm hält er etwas. Emil läuft ihm entgegen. Er ist furchtbar aufgeregt und stottert eine Begrüßung. Sie laufen in Richtung Stadt und Emil redet ununterbrochen und erzählt lauter uninteressante Dinge. Am Ende der Brücke biegen sie zum Ufer der Weißen Elster ab und als sie den Schatten der Brücke erreichen, nimmt Friedrich seine Hand.

„Es ist noch hell.“

Emil ist unfähig, etwas zu erwidern. Sie setzen sich unter die Brücke. Langsam kommt die Dämmerung. Friedrich spielt mit Emils Fingern und Emil lässt es geschehen.

„Du hast so zarte Hände. Und deine Nägel sind so schön.“

„Ich maniküre sie regelmäßig.“

„Machst du das mit meinen auch?“

„Das macht nur mein Vater.“

„Na, dann wird es aber Zeit, dass du das Geschäft komplett übernimmst und den Kunden die Nägel manikürst.“

„Meinst du?“

„Na, ich will die Nägel von dir gepflegt bekommen.“

„Ich weiß nicht ...“

„Ach, komm schon.“

Friedrichs Hand wandert unter den Ärmel von Emils Sakko und fördert den Manschettenknopf zutage. Er steckt ihn ein und seine Fingerspitzen ertasten langsam, quälend langsam, die Innenseite von Emils Arm. Obwohl er immer wieder einen vagen Versuch startet, diesem unverschämten Fremden seine Hand zu entziehen und empört nach Hause zu gehen, genießt er dieses Spiel. Der angenehme, grausame Schmerz, den er schon im Salon verspürt hat, hat ihn längst wieder ergriffen. Alles in ihm tobt. So stark seine Empfindungen auch sind, er ist sich während der ganzen Zeit bewusst, dass er sie nicht haben darf. Er darf das nicht zulassen. Es ist völlig wider die Natur. Kein Mensch würde das je verstehen können.

Am anderen Ufer kommt ein Pärchen die Böschung herunter und Emil bekommt Angst, man könnte ihn hier mit diesem Mann sitzen sehen. Aber als die Verliebten unter dem Brückenbogen verschwinden, sind sie nicht mehr als unförmige Schatten. Friedrich scheint mal wieder seine Gedanken zu erraten.

„Wir erkennen sie nicht und sie uns nicht.“

In dem Papier, das er auf dem Weg hierher unter seinem Arm hatte, ist eine Flasche Rotwein eingerollt. Sie ist entkorkt und der Korken ist wieder hineingesteckt.

„Mach die mal bitte auf.“

Emil müht sich, aber seine Hände gehorchen ihm schon wieder nicht. Friedrich zaubert zwei Tassen aus den Innentaschen seines Mantels hervor.

„Die Gläser habe ich noch nicht ausgepackt. Da, halt mal und gib die Flasche her.“

Friedrich entkorkt den Wein. Er ist so sicher in dem, was er tut. Emil kann das nicht verstehen. Woher will der wissen, dass ich mich in ihn verliebt habe? Verliebt, um Gottes Willen, ich muss ja wahnsinnig sein. Ein Mann verliebt sich nicht in einen Mann und wenn doch, dann ist das pervers. Panik packt ihn. Wenn Friedrich in so kurzer Zeit merkt, dass mit ihm etwas nicht stimmt, dann würden doch alle anderen das auch sehen. Er ist verzweifelt. Zu allem Unglück hat Friedrich auch noch eine Kerze ausgepackt, die er nun auf den Steinen vor ihnen befestigt. Emil traut sich aber nicht, ihn zu bitten, sie wieder zu löschen. Er will nicht, dass dieser selbstsichere Mann seine maßlose Angst bemerkt. Sie stoßen an und trinken. Emil leert seine Tasse auf einen Zug und bereut es im gleichen Augenblick.

„Mein Lieber, du bist nervös.“

„Ich weiß gar nicht, was ich hier mit dir tue.“

„Wein trinken.“

„Das meine ich nicht.“

Friedrich nimmt ihm die Tasse ab und stellt sie zusammen mit seiner hinter sich zu der Flasche.

Gut, ich mach die Kerze aus, das ist dir doch lieber?“

Emil ist plötzlich nicht mehr sicher, ob er sich ohne dieses kleine Licht wohler fühlt. Doch im gleichen Moment liegt er in Friedrichs Armen. Nichts und Niemand kann jetzt noch aufhalten, was mit ihm geschieht.

Er erwacht und wie ein Blitz trifft ihn die Erinnerung. Niemals, nie, niemals darf das jemand erfahren! Er springt aus seinem Bett, rafft die Kleidung vom vergangenen Abend zusammen und schleicht sich mit den Schuhen ins Treppenhaus, um sie gegen seine Pantoffeln auszutauschen. Leise lässt er die Tür wieder hinter sich ins Schloss fallen. Zum ersten Mal in seinem Leben ist er froh, dass die Eltern ihm die Wohnung im Dachgeschoss überlassen haben. Schon oft hatte er es fast wie einen Rausschmiss empfunden, als sie ihn hier oben einquartierten.

„Du bist alt genug für eine eigene Wohnung.“ Oder „Wenn du heiratest, wirst du es bereuen, dass wir sie wieder vermietet haben.“

Einmal nahm sein Vater ihn beiseite und murmelte etwas, wie, er wäre froh gewesen, hätte er als lediger Mann eine eigene Wohnung gehabt. „Stattdessen habe ich deine Mutter auf Zehenspitzen in mein Zimmer geführt. Und sie kannte die Stellen nicht, bei denen die Dielen nicht knarren.“

„Emil! Emil, bist du schon wach?“

„Ja, Mutter.“

„Du bist aber früh auf heute. Ich habe das Frühstück noch gar nicht fertig.“

Emil sieht auf den Regulator sechs Uhr. Das ist eine halbe Stunde zu früh, das passiert ihm eigentlich

nie. Er besieht sich seinen guten Anzug. Der ist staubig und schmutzig, trotzdem hängt er ihn in den Schrank, darum würde er sich heute Abend kümmern. Er fingert einen Manschettenknopf aus dem Ärmel des Hemdes und kann den zweiten nicht finden, aber auch das hat Zeit. Zunächst muss er den Herd anfeuern, denn als seine Eltern ihm die Wohnung überließen, büßte er viele Privilegien ein, unter anderem das, dass am Morgen immer warmes Wasser für ihn bereit ist. Als der Kessel endlich warm wird, beginnt er mit der Morgentoilette. Seine Gefühle spielen verrückt. Einerseits will er den zarten Geruch von Friedrichs Parfüm auf seiner Haut erhalten, andererseits hat er das dringende Bedürfnis, sich von dem Erlebten rein zu waschen. Er entscheidet sich für eine gründliche Wäsche. Da es immer noch zu früh ist, putzt er seine staubigen Schuhe und cremt sie sorgfältig ein. Schließlich nimmt er sein weißes Oberhemd vom gestrigen Abend und begibt sich zum Frühstückstisch in die Wohnung der Eltern. Dort übergibt er das Hemd der Mutter für die Wäsche und alles ist wieder wie immer.

Als er in den Laden kommt, ist sein Vater bereits dort, der Lehrjunge kommt gerade zur Tür herein und beginnt wie jeden Morgen damit, das Wasser zu erwärmen. Der Senior folgt ihm und Emil lauscht der Unterhaltung der beiden.

„Karl, du machst deine Sache gut!“

„Wirklich, Herr Ströhl?“

„Aber ja. Ich habe schon viele gute Lehrmädchen gehabt, selten Jungen, aber mit denen war es stets schwieriger. Die Mädchen sind viel flinker beim Lernen des Handwerkes. Dafür machen sie andere Probleme, aber das wirst du noch selber erfahren. Von den Jungen, mein lieber Karl, bist du einer der Herausragendsten. Ich werde dir das Maniküren beibringen.“

„Aber, aber ...“

„Kein Aber, du kannst nicht immer nur putzen und Haare waschen, du hast noch viel zu lernen. Wenn jemand zur Maniküre erscheint, rufst du mich, wie immer. Nur, diesmal wirst du sie machen.“

Emil ist fassungslos. Als er selber Lehrjunge seines Vaters war, hatte er nicht weniger als alles falsch gemacht, meinte er jedenfalls. Nachdem er den Laden übernommen hatte, übernahm er offiziell auch die Ausbildung Karls. Er ist immer nett zu ihm, aber er verhätschelt ihn nicht. Der Senior wird offenbar milde im Alter. Andererseits ist es wirklich an der Zeit, dass Karl etwas Neues lernt und Emil ist eigentlich froh, dass sein Vater sich die Zeit nimmt, dem Jungen das Maniküren zu zeigen.

Gegen zehn schlendert Friedrich Fuchs zur Tür herein, ruft ein fröhliches 'Guten Morgen' in die Runde, wirft seinen seidenen weißen Schal über die Garderobe und setzt sich zwischen zwei Damen, die in Illustrierte vertieft sind. Emil bricht innerlich zusammen, obwohl ihm nach Freudensprüngen zumute ist.

„Herr Fuchs ...?“

„Guten Morgen. Gestern beim Wein hast du mich Friedrich genannt.“

„Ach, stimmt. Ich – ich war mir nicht sicher, ob Sie - ob du das heute auch noch möchtest. Also, Friedrich, was kann ich für dich tun?“

Die Damen blicken diesen weltmännischen Mann fassungslos an und vertiefen sich wieder in ihre Lektüre, allerdings ohne wieder zu lesen.

„Naja, schau dir meine Nägel an, die haben ein wenig Pflege nötig, findest du nicht?“

Er streckt seine schönen perfekt manikürten Hände, die noch nie ernsthaft einer harten Arbeit ausgesetzt waren, in Emils Richtung. Die beiden Damen schauen sie neugierig aus den Augenwinkeln an.

„Ja“, Emil greift nach Friedrichs rechter Hand, „die Nagelhaut sollte man etwas entfernen. Wartest du bitte einen Augenblick?“

Im Augenwinkel nimmt Emil wahr, wie der Lehrjunge seinen Besen zur Seite stellt und ins Treppenhaus entschwindet. Verflucht, denkt er, aber er kann nichts tun. Wie soll er heute erklären, dass er selber maniküren will? Eine Hoffnung gibt es noch. Friedrich muss einverstanden sein, dass der Lehrjunge die Arbeit übernimmt. Er kann darauf bestehen, dass Emil ihm die Nägel manikürt.

Emil wendet sich wieder seiner Kundin unter der Haube zu und bittet sie, zum Spiegel zu gehen. Mit geschickten Händen löst er ihre Wickler aus den Haaren, als sein Vater den Salon betritt.

„Herr Fuchs?“

„Ja?“

„Herr Fuchs, ich habe eine große Bitte. Unser Karl, der Lehrjunge, soll das Maniküren erlernen. Wäre es Ihnen recht, natürlich nur, wenn Sie genügend Zeit haben, für Karl als Modell zur Verfügung zu stehen?“

„Ja, aber ... aber ich dachte, der Emil, also der Inhaber würde das selbst machen?“

Ja, jawohl! Emil ist erleichtert. Im Spiegel treffen sich für den Bruchteil einer Sekunde ihre Blicke.

„Oh, Sie kennen meinen Sohn?“

„Ja, wir waren gestern zusammen aus.“

„Dann sind Sie also der Schauspieler? Schauen Sie, Sie müssen wissen, dass stets ich die Kunden maniküre. Mein Sohn muss sich außerdem noch um die wartenden Damen kümmern. Selbstverständlich ist es für Sie kostenlos.“

„Nun, wenn das so ist. Ich kann ja auch nicht unangemeldet hier herein schlendern und den Ablauf durcheinander bringen.“ Zu Karl gewandt sagt er: „Ich bin der Ihre.“

In Emil tobt ein Kampf. Aber Friedrich lächelt ihm achselzuckend zu, während Karl die Sachen für die Maniküre holt. Zu einer Seite sitzt der Vater und zur anderen Seite Karl. Synchron bearbeiten sie nun in Karls Lerntempo je eine Hand. Zwischendurch fährt der blinde Seniorchef immer wieder mit den Fingerspitzen über Karls Arbeit. Wo er zu Beginn noch kleine Korrekturen verlangt, lobt er später die rasche Auffassungsgabe des Jungen.

Emil hat das Gefühl, neben sich zu stehen. Er kümmert sich um die erste der wartenden Damen, waschen, legen. Aber er ist abgelenkt, denn er muss nun Karls Arbeit, das Wasserbereiten, selbst mit erledigen. Eigentlich, denkt Emil, ist es gut so. Er freut sich, dass Friedrich gekommen ist, andererseits wäre er selbst viel zu aufgeregt, um ihn zu maniküren. Doch dann beginnt sein Vater, Friedrich auszufragen. Aber souverän, wie er ist, entsteht kein verfängliches Gespräch. Er gibt sich sehr wortkarg und so fragt sein Vater auch nicht viel.

„So, mein lieber Herr Fuchs“, sagt der Senior schließlich, „ich danke Ihnen, dass Sie sich für unseren Karl die Zeit genommen haben.“

„Aber nicht doch, Herr Ströhl.“

Umständlich verabschieden der Vater und der Lehrjunge ihn. Er geht zu Emil, der gerade die letzten Haare der Kundin in Form bringt.

„Das ist für den Lehrjungen“, sagt Friedrich und hält Emil die geschlossene Faust hin. Emil öffnet seine Hand und Friedrich lässt breit lächelnd eine Mark und den fehlenden Manschettenknopf hineinfallen. Heiß schießt ihm das Blut in den Kopf. Friedrich klopft ihn mit der Linken an den Oberarm und lässt ihn stehen. Emil entschuldigt sich für einen Moment und geht zum Hinterzimmer. Dort holt er die Mark aus der Kitteltasche, in die er sie zusammen mit dem Manschettenknopf hat verschwinden lassen. Er gibt sie Karl, dem die Verfassung des Juniorchefs entgeht, weil er sich so unbändig über sein erstes Trinkgeld freut.

Ende der Leseprobe